

20.1.2018

Bina Agarwal, 1951 in Indien geboren, unterrichtet an der Universität Manchester wirtschaftliche Entwicklung. Ihre Untersuchungen über Geschlechterverhältnisse und Landbesitz in Süd-Asien haben weltweit die Augen dafür geöffnet, wie wichtig es ist, dass Frauen das Recht auf Landbesitz haben. Nicht nur aus Gerechtigkeits Erwägungen heraus, sondern weil Gesellschaften, die Frauen ausschließen, auf wichtige Ressourcen zur Entwicklung verzichten. Im November des vergangenen Jahres erhielt sie in Bern den mit 650 000 Euro dotierten Balzan Preis „für die Überprüfung traditioneller Prämissen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften durch einen innovativen Ausblick auf Genderfragen“. Ich befragte Bina Agarwal in der Lobby eines Berner Hotels.

Frau Agarwal, was bedeutet Ihr Name?

Die Bina ist ein klassisches indisches Musikinstrument, das von der Göttin Saraswati, der Göttin des Wissens, gespielt wird.

Und Agarwal?

Indische Familiennamen bezeichnen meist die Herkunft. Agarwal heißt so viel wie „Kinder von Agrasen“ oder „Leute aus Agroha“. Die Agarwals sind eine in Nordindien weit verbreitete Händlerkaste. Frauen spielten da traditionell nur im Haus eine Rolle. Öffentlich sind die Frauen der Agarwal-Kaste kaum hervorgetreten. Das ändert sich seit ein paar Jahren.

Sie leben jetzt in England?

Ich unterrichte in England. Meine Forschungen betreibe ich in Indien.

Eines ihrer Ergebnisse lautet: Wo Frauen ein Recht auf Grundbesitz haben, ist die häusliche Gewalt deutlich geringer.

Es hilft schon, wenn die Wohnung der Frau gehört. Sie kann den Mann dann rauswerfen lassen. Es geht nicht um ein Einkommensgefälle. Frauen, die mehr verdienen als ihre Männer, werden von denen manchmal sogar öfter geschlagen als die, die weniger verdienen. Es geht darum, wer der Herr des Territoriums ist.

Aber hilft nicht ein Arbeitsplatz auch schon?

Das hängt sehr von dem Arbeitsplatz ab. Er muss so gut sein, dass er der Frau die Möglichkeit gibt, den Ehemann zu verlassen und die Kinder zu behalten. Das sind sehr hochrangige Arbeitsplätze. Für die Mehrheit der Frauen wird es die nicht geben. Ein Arbeitsplatz bringt immer auch mit sich, dass die Frau andere Männer kennenlernt. Das weckt – begründet oder unbegründet – Eifersucht. Für Männer immer ein Anlass zuzuschlagen. In konservativen Gesellschaften ist das so. Man muss den Frauen Alternativen bieten.

Die neue Frauenbewegung richtete seit den 70er-Jahren Frauenhäuser ein, in die geschlagene Frauen fliehen konnten.

Eine gute Sache, aber die konnten die bedrohten Frauen nur vorübergehend aufnehmen. Was wir brauchen sind feste Alternativen, in denen Frauen sich und ihre Kinder ernähren können. In Ländern ohne funktionierende Sozialsysteme haben Frauen meist gar keine andere Option, als wieder zu ihren schlagenden Ehemännern zurückzukehren.

Tut sich da gar nichts?

Doch. Es ändert sich vieles. Seit 2005 gibt es ein sehr strenges Gesetz gegen häusliche Gewalt. Im selben Jahr wurde das Erbrecht geändert. Für Hindu-Frauen gilt jetzt wenigstens, dass sie ebenso erbberechtigt sind wie die Männer – auch was den Landbesitz angeht. Da ist doch manches erreicht worden.

Warum nur für Hindu-Frauen?

Das Erbrecht haben unterschiedliche religiöse Gruppen unterschiedlich geregelt.

Keine Freiheit ohne die, den Ehemann zu verlassen

Die indische, in England lehrende Wirtschaftsprofessorin Bina Agarwal meint: Die wichtigste ökonomische Modernisierung ist die Befreiung der Frau

INTERVIEW: ARNO WIDMANN



Bina Agarwal, die berühmte indische Wirtschaftswissenschaftlerin.

Es gibt da kein einheitliches indisches Recht?

Doch. Aber das gilt nur, wenn Angehörige unterschiedlicher Religionsgruppen heiraten. Und wenn sie das nach dem indischen Eherecht tun. Ansonsten gelten die gesetzlichen Regelungen der einzelnen Religionsgruppen. 81 Prozent der indischen Bevölkerung sind Hindus. Für diese 81 Prozent gelten seit 2005 die von mir erwähnten gesetzlichen Regelungen. Fünfhundert Millionen Menschen sind davon betroffen. Das ist doch was.

Wie sieht es bei den anderen aus?

Bei Christen und Parsen gilt die Gleichberechtigung. Bei den Muslimen muss noch Einiges getan werden, und auch in den zahlreichen Stammesgruppen, die ihre Gesetze nicht aufzeichnen. Da gilt die Tradition und die stellt sich meist gegen die Gleichberechtigung der Geschlechter. Es gibt also noch einiges zu tun.

Wenn wir heute auf Indien schauen, sehen wir den Hindu-Nationalismus. Was halten sie davon?

Da möchte ich nichts darüber sagen.

Sie wollen nichts darüber sagen?

Nein wirklich nicht. Das ist sehr kompliziert. Aber ich kann ihnen sagen, was in der Wirtschaft passiert.

Bitte.

Als die derzeitige Regierung 2014 ins Amt kam, erwarteten sich viele sehr viel von ihr. Die Vorgängerregierung hatte in ihrer zweiten Amtszeit nicht viel getan, und es gab jede Menge Korruption. Man erhoffte sich schnelle Besserung, also weniger Korruption, mehr Arbeitsplätze, Modernisierungen. Wenig davon hat geklappt. Auf dem Arbeitsmarkt gibt es zum Beispiel kaum Bewegung. Manche der Reformen waren absolut kontraproduktiv. Die Demonetarisierung zum Beispiel, die die 500er und 1000er Rupienscheine für ungültig erklärte. Angeblich ging es dabei um den Kampf gegen Terrorismus, Korruption und Schwarzgeld. 500 Rupien entsprechen etwa 6,60 Euro! Damit wurde Indiens Wirtschaft fast lahmgelegt. Die Armen haben keine Konten. Tagelöhner, Hausangestellte, Kleinhändler – sie alle leben allein von Bargeld. Sie haben keine Sparkonten, weil sie nichts zum Sparen haben.

Die Bauern?

Sie müssen die Lastwagen bezahlen, die ihre Produkte auf den Markt bringen. Auch das geht alles bar von Hand zu Hand. Indien ist eine Cash-Economy. Auch die Stände, die Plätze auf dem Markt werden bar bezahlt. Mit dieser einen Maßnahme hat die Regierung dem Land einen gewaltigen Schaden zugefügt. Das war völlig überflüssig.

Warum tat man es?

Um an Schwarzgeld zu kommen, hieß es. Aber wer sich auskennt mit Schwarzgeld, der sagt uns: Es liegt nicht irgendwo bar herum, sondern steckt in Immobilien. Solche Aktionen kann man in Indien nicht machen. Indien ist in vielem noch keine normale Wirtschaft.

Was meinen sie damit?

Normale Jobs, normale Verträge. Das ist eher die Ausnahme. Ein großer Teil der indischen Wirtschaft geht mit sehr kleinen Beträgen sehr informell vonstatten. 58 Prozent der Jobs in Indien generiert noch die Landwirtschaft. Das sind in ihrer überwältigenden Mehrheit informelle Jobs. Dann gibt es noch all diese Jobs, die man mal hat und mal nicht hat. Heute verkaufe ich Gemüse, morgen gehe ich putzen, solche Dinge. Das ist alles informell.

Sie waren Mitglied der Plankommission. Wie will man in einer weitgehend informellen Wirtschaft etwas planen?

Bis zu achtzig Prozent der indischen Wirtschaft sind informell. Das stimmt. Planung ist eine komplexe Angelegenheit. Hinzu kommt: Jeder der indischen Einzelstaaten hat noch einmal seinen eigenen Plan. Aber manche Projekte sind Projekte des Gesamtstaates. Manche lokalen Projekte werden von Delhi bezahlt. Es ist sehr unständlich, sehr schwierig. Und: Die Planungskommission gibt nur Ratschläge. Die Entscheidung, ob und wie etwas gemacht wird, liegt bei der Regierung.

Manches wird dann wohl in einem Staat umgesetzt und in einem anderen nicht?

Das hat den Vorteil, man kann Dinge auch einmal ausprobieren. In Bihar zum Beispiel wurden Mädchen Fahrräder gestellt, damit sie zur Schule fahren konnten. Das hat sich sehr bewährt. Aber man kann natürlich auch aus Fehlern lernen.

Bihar – ein Beispiel für etwas Gutes?

Oja. Bihar war einer der schrecklichsten Staaten in Indien. Ökonomisch ganz unten, korrupt, politisch brutal. Das hat sich geändert. Die Entwicklung Bihars zeigt uns, dass auch die schlimmsten Fälle kuriert werden können.

Sie sind guter Hoffnung?

Ich habe gemischte Gefühle. Ich glaube an die erfindenden Kräfte des Menschen. Aber im Augenblick sehe ich nicht, wo die Jobs für die jungen Leute herkommen sollen. Ich glaube auch nicht, dass unser Ausbildungssystem die Schüler mit dem Wissen versorgt, das sie heute und morgen brauchen. Wir brauchen mehr Redefreiheit in Indien. Ohne Kritik werden wir nicht vorankommen.



Arbeiterinnen an einem nordindischen Straßenrand – die beobachtende Kamera wird selbst observiert.

10.1.2018

„Trump hat den Ruf der USA in der Welt beschädigt“

US-Politologe Robert Keohane lässt kein gutes Haar an der außenpolitischen Strategie der US-Regierung. Im Kampf gegen den Klimawandel möchte er Einnahmen aus einer CO₂-Steuer an alle Bürger refundieren.

INTERVIEW: Alois Pambösel



Eine Industrieanlage im Kosovo: Robert Keohane fordert, dass eine CO₂-Steuer auf Pro-Kopf-Basis an die Bürger refundiert wird.

Bern – Wie kann Kooperation ohne zentrale Autorität entstehen? Im 20. Jahrhundert entwickelten sich weitgehende internationale Kooperationen, aus denen jeder Staat Vorteile generiert. Robert Keohane widmete seine akademische Laufbahn der Theorie der kooperativen Netzwerke, die die Interessen verschiedener Staaten verbinden. Multilaterale Institutionen sind ein Mittel, die Globalisierung oder die Milderung des Klimawandels zu koordinieren. Künftig will sich Keohane, der kürzlich mit dem renommierten Balzan-Preis geehrt wurde, einer vergleichenden Klimapolitik-Forschung widmen. Ein von ihm initiiertes Netzwerk soll Bedingungen und Mechanismen effektiver politischer Maßnahmen identifizieren.

STANDARD: Präsident Donald Trump kehrt vom Multilateralismus, also dem gemeinsamen kooperativen Agieren mehrerer Staaten, ab. Was halten Sie von der Vorgehensweise der US-Regierung?

Keohane: Sie ist ignorant. Sie versteht die moderne Welt nicht. Multilateralismus ist relevant, weil man Vertrauenswürdigkeit aufbauen muss. Man hat gemeinsamen Regulierungen zugestimmt, und es muss Vertrauen da sein, dass die andere Seite ihre Zusicherungen einlöst. Die Bündnisse sind gut für die USA. Trump glaubt, dass die Welt ein Nullsummenspiel ist, dass, wenn die USA gewinnen, die anderen verlieren – und umgekehrt. Tatsächlich basieren Friede und Wohlstand der Nachkriegszeit auf der gegenseitigen Annahme: darauf, dass wir alle profitieren können, auch wenn wir unterschiedliche Interessen haben. Diese Administration hat aus den letzten 60 Jahren nichts gelernt. Für mich ist das deprimierend, weil sich meine ganze Arbeit darauf konzentriert, unter welchen Bedingungen internationale Kooperation möglich ist.

STANDARD: Können Sie einschätzen, wie groß der Schaden ist?

Keohane: Trump hat jedenfalls den Ruf der USA in der Welt beschädigt. Das Land schied etwa aus der Transpazifischen Partnerschaft (TPP) aus – sie war ursprünglich eine Idee der USA. Auch bei Klimaverhandlungen ist das Land nun kaltgestellt. Die Reputation des Landes – als „soft power“ eine wichtige Größe – ist dramatisch gesunken. Die Fähigkeit der USA, Ereignisse in der Welt zu beeinflussen, ist zurückgegangen. Um andere zu Aktionen zu überreden, braucht es Kooperation und eigene Zugeständnisse. Nach der Wahl Trumps vor mehr als einem Jahr habe ich prognostiziert, dass die USA ein Rückgang der Macht der Welt in der Welt sein werde. Genau das sehen wir gerade.

STANDARD: Sehen Sie die Trump-Administration als Teil eines globalen Trends zur Wiederbelebung von Nationalismus?

Keohane: In vielen Ländern gibt es die Tendenz, in Nationalismus zurückzufallen und ihn als emotionale Grundlage für Politik zu verwenden. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es sich tatsächlich um einen globalen Trend handelt. Die Ursachen sind nämlich von Land zu Land unterschiedlich. Chinas Nationalismus rührt von seinem Machtgewinn. Es ist ein historisch tief nationalistisches Land, für das der Niedergang im Vergleich zum Westen im 20. Jahrhundert ein „Jahrhundert der Scham“ war. In manchen Fällen ist Nationalismus ein Vehikel, das Mächtigerndiktatoren verwenden. Die Türkei ist ein Beispiel dafür. In Europa und den USA herrscht eine Unzufriedenheit in Teilen der Arbeiter- und Mittelklasse, weil die Einkommen zurückgehen. Diese Unzufriedenheit kann sich als Gegenreaktion zur Globalisierung äußern und den Nationalismus befördern.

STANDARD: Wie erklärt sich die Reaktion gegen die Globalisierung, wo ein Großteil der Menschen doch stark davon profitiert?

Keohane: Auf der einen Seite erkennen die meisten Leute, dass sie etwa von internationalem Handel profitieren. Man braucht nur auf die Etiketten ihrer Kleidung zu blicken, wo die Herkunft vermerkt ist. Die Menschen profitieren von der Globalisierung als Konsumenten, als Reisende, als Menschen, die international kommunizieren und weltweite Informationsquellen nutzen. Auf der anderen Seite sind sie aber eng mit ihren lokalen Communitys und deren Werten verbunden; Werten, die sie dann beispielsweise durch Immigration aus anderen Kulturkreisen gefährdet sehen. Es wird immer eine Spannung zwischen diesen beiden Seiten geben. Das Problem ist, diese Spannung zu managen. Das ist einfacher in Zeiten steigender Einkommen und sehr schwierig, wenn Wirtschaftskrise und Immigrationsbewegungen zusammenkommen. Es ist einfach, Ausländern, Einwanderern oder einer internationalen Bürokratie die Schuld zuzuschreiben.



Robert Keohane, Experte für internationale Beziehungen.

Foto: Retrospektiv

STANDARD: Eines der größten weltweiten Probleme ist der koordinierte Kampf gegen den Klimawandel. Warum ist es so schwierig, bei einer Gefahr, die jeden betrifft, eine gemeinsame Linie zu finden?

Keohane: Die USA unter Trump, unter dem Einfluss von Ignoranten und der Erdöllobby, sind hier der große Ausreißer. Das wird aber nicht von Dauer sein. Die meisten US-Bürger verstehen die Gefahr und dass sie von Menschen verursacht wird. Viele US-Staaten, -Städte und -Unternehmen werden aktiv. Das Leugnen des Klimawandels durch die Trump-Administration hat zumindest als Nebeneffekt mehr Leute im privaten Sektor motiviert, etwas zu unternehmen. Weltweit wurde in den vergangenen Jahren der Konsens stärker. China und Indien waren Klimawandelleugner und sind jetzt keine mehr. Es besteht kein Zweifel, dass die USA hier Schlusslicht in der historischen Entwicklung sind.

STANDARD: Ein Ansatz, dem Klimawandel zu begegnen, ist Handel oder Besteuerung von Emissionen. Wie könnte man eine derartige Maßnahme global etablieren?

Keohane: Beides erhöht den Preis fossiler Brennstoffe, spart zu geringerem Verbrauch an und macht emissionsfreie Energieformen konkurrenzfähiger. Aber niemand, besonders nicht in den USA, möchte neue Steuern haben. Man müsste also den Menschen zeigen, dass sie nicht verlieren. Meine bevorzugte Variante wäre, dass die gesamte CO₂-Steuer auf einer Pro-Kopf-Basis an die Bürger refundiert wird. Jeder zahlt die Steuer. Jene, die viel Emissionen haben – reichere Leute –, bezahlen mehr. Wer weniger verbraucht, bezahlt weniger. Das Geld wird aber auf ausgeglichener Basis an die Haushalte zurückverstreut. Diese Maßnahme könnte nur schwer zurückgenommen wer-

den, weil die Leute es gewohnt wären, jedes Jahr dieses Geld zu bekommen. Für diesen Weg würde ich mich einsetzen.

STANDARD: Wie koordiniert man die Staaten dabei?

Keohane: Es könnte in einem Rechtssystem Emissionshandel sein, in einem anderen eine CO₂-Steuer, solange die Kosten letztendlich ähnlich sind. Sonst würden sich Industrien beliebig in günstigere Länder verschleichen. In Europa wurde der Emissionshandel bereits als ein gemeinsames System umgesetzt. Es funktioniert noch nicht sehr gut. Aber immerhin ist es europaweit.

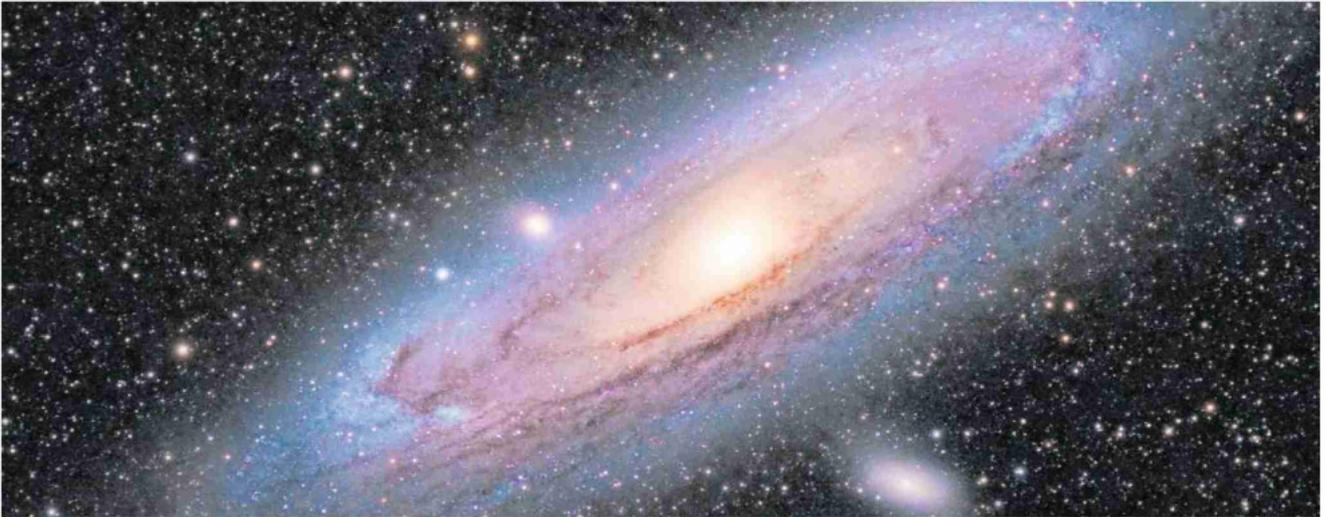
STANDARD: Sie sehen Europa als Avantgarde im Kampf gegen den Klimawandel, aber dennoch ohne großen globalen Einfluss. Was könnte Europa tun, um mehr zu erreichen?

Keohane: Europa hat nur einen moderaten Anteil an den weltweiten Emissionen. Es wird also nie der wichtigste Akteur sein. Europa kann aber stolz sein, wie viel es bisher erreicht hat. Diese Führungsrolle beinhaltet, dass Dinge ausprobiert werden. Die Erfahrungen mit dem Emissionshandel waren zwar nicht besonders erfolgreich, aber sie geben anderen die Möglichkeit, daraus zu lernen. Als Kalifornien einen Emissionshandel etablierte, schaute man genau auf die Erfahrungen in Europa, um die Fehler nicht zu wiederholen. Europa wird nicht alle anderen mitreißen, kann aber beispielhaft vorangehen.

ROBERT OWEN KEOHANE, geboren 1941 in Chicago, war vor seiner Emeritierung an den US-Universitäten Stanford, Brandeis, Harvard und Duke tätig. Der Politologe und Balzan-Preisträger ist einer der einflussreichsten Theoretiker im Bereich internationaler Beziehungen.

Die Reise nach Bern erfolgte auf Einladung der Balzan-Stiftung.

23.2.2018



Unsere nächste Nachbargalaxie: der Andromeda-Nebel. Der Nebel ist eigentlich eine Ansammlung von vielen Milliarden Sternen und unbekannt vielen Planeten. Bild: Pavel Smilyk/Getty

Knifflige Planetensuche

Planetenjäger Mit immer ausgeklügelteren Methoden spüren Astronomen wie der Belgier Michaël Gillon Planeten ausserhalb des Sonnensystems auf. Den Grundstein gelegt haben zwei Schweizer.

Rolf App

Die Zeit steht nicht still. Und das Rennen unter den Astronomen kommt auch nie zur Ruhe. Kurze Zeit nachdem der Belgier Michaël Gillon letzten November in Bern für seine Arbeiten zur Erforschung sogenannter Exoplaneten – also von Planeten ausserhalb des Sonnensystems – einen der letztjährigen Balzan-Wissenschaftspreise entgegengenommen hat, melden Xinyu Dai und Eduardo Guerras von der University of Oklahoma, sie hätten zum ersten Mal einen Planeten ausserhalb der Milchstrasse dingfest gemacht. Nachgeprüft ist das noch nicht. Aber es zeigt doch, welche rasanten Fortschritte die Astrophysik macht. Es ist ein Fortschritt, zu dem Gillon viel beigetragen hat. Gelernt hat er sein Handwerk auch in der Schweiz,

bei Michael Mayor und Didier Queloz, den Pionieren auf diesem Gebiet (siehe unten).

Gibt es irgendwo Leben im All? Die Frage liegt diesen wissenschaftlichen Anstrengungen zugrunde. Dass Dutzende von Teams heute auf der Suche sind, ist dabei keineswegs selbstverständlich. Zwar erklärte der römische Dichter Lukrez schon vor zweitausend Jahren, es wäre «im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass diese Erde und dieser Himmel die einzigen sind, die geschaffen wurden».

Planeten leuchten nicht, das ist das Problem

Dann aber ging die Wissenschaft einen anderen Weg. Bis etwa 1940 glaubte die Astrophysik nämlich, ein Zusammenstoss zweier Sterne habe das Sonnen-

system hervorgebracht. Dabei habe ein Stern dem andern Materie aus dem Körper gerissen: die späteren Planeten. Dann aber wendete sich das Blatt. Man erkannte, dass sich um einen jungen Stern oft eine Staubscheibe bildet, in der Materie zu Planeten verklumpen kann.

Das heisst: Es muss im Universum Millionen von Planeten geben, heisse und kalte – und solche, auf denen Leben entstanden sein könnte. Doch wie kann man das herausfinden? «Wir können ja nicht hinreisen», sagt Gillon am Rande der Preisverleihung in Bern, «alle diese Planeten sind viel zu weit weg.»

Schlimmer noch: Man sieht sie auch fast nicht, weil sie im Unterschied zu den Sternen nicht selber leuchten. «Meine Arbeit

findet deshalb nicht am Teleskop selber statt», erklärt Michaël Gillon. «Den Grossteil der Zeit sitze ich am Computer und analysiere Daten.» Diese Daten finden Astronomen auf ganz unterschiedliche Weise. Mayor und Queloz haben die sogenannte Doppler-Wobble-Methode angewandt. Über den sogenannten Doppler-Effekt lässt sich die Geschwindigkeit des Sterns bestimmen. Schwankt diese Geschwindigkeit,

dann ist das ein Anzeichen dafür, dass ein Planet um diesen Stern kreist und an ihm zieht. Der Stern wackelt – in Englisch «to wobble».

Gillon entwickelt die Transitmethode weiter

Diese Methode «ermöglicht es, die Masse eines Exoplaneten abzuschätzen», erklärt Gillon. «Die von uns weiterentwickelte Transitmethode gibt dagegen Auf-

schluss über die Grösse eines Planeten – und mit beiden Methoden zusammen lässt sich die Dichte eines solchen Körpers berechnen.» Man kann mit anderen Worten herausfinden, ob es sich um einen Gasriesen (wie Jupiter) handelt oder um einen festen Körper (wie die Erde).

Bei der Transitmethode achtet man auf feinste Helligkeitsveränderungen bei Sternen. Sie sind ein Indiz dafür, dass ein Pla-

net vor diesem Stern vorbeizieht. Führt ihn seine Bahn später hinter seinen Stern, dann lässt sich aufgrund des Lichts die Atmosphäre eines Exoplaneten erkennen und analysieren.

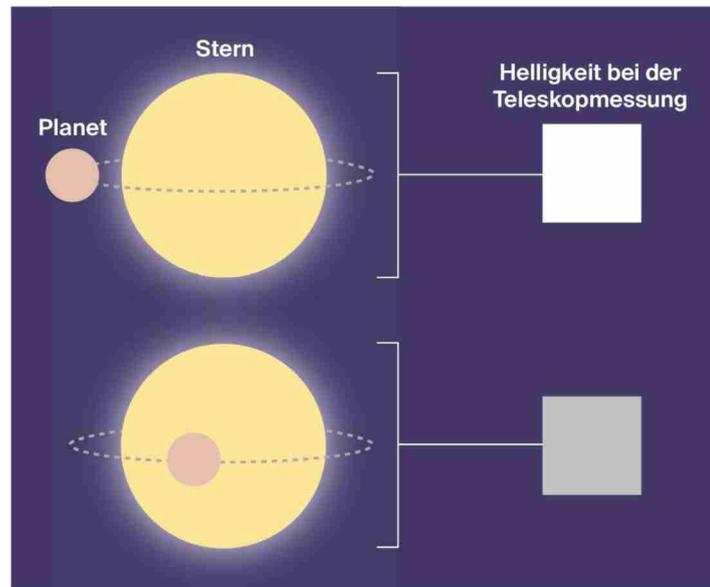
Trotzdem bleibt die mühselige Suche. Michaël Gillon hat sie mit einem Roboter-Teleskop automatisiert – und auf diese Weise mehr als hundert Exoplaneten aufgespürt.



Michaël Gillon

Bild: Balzan

Wie man Planeten erkennt



Grafik: jbr

AM BRUNNEN DER VERGANGENHEIT

30 Nov, 2017

Die Anglistin Aleida Assmann und ihr Ehemann, der Ägyptologe Jan Assmann, haben zusammen das Konzept des „kulturellen Gedächtnisses“ entwickelt. Dafür wurden sie jetzt mit dem Balzan Preis 2017 ausgezeichnet. Ein Gespräch mit Ihnen über die langen Wellen der Erinnerungskulturen vom alten Ägypten bis zur aktuellen Gegenwart.



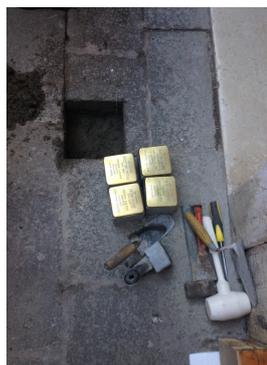
„Eine eigene Form von Kulturwissenschaft“ – Aleida und Jan Assmann beim Interdisziplinären Forum der Balzan Preisträger in Bern

Mailand/Bern – Aleida Assmann und Jan Assmann sind ein außergewöhnliches Ehepaar. Als Wissenschaftler pflegen sie extrem entgegen gesetzte Fachrichtungen. Sie, geboren 1947, hat sich als Anglistin und Literaturwissenschaftlerin einen Namen gemacht und mit Gegenwartsfragen beschäftigt. Er, geboren 1938, ist einer der bekanntesten deutschen Ägyptologen und Religionswissenschaftler. In Bern wurde ihnen jetzt der Balzan Preis überreicht. In einem Gespräch, das den breiten Bildungs- und Interessenshorizont der beiden Wissenschaftler nur andeutungsweise sichtbar werden lässt, geht es um Moses und Thomas Mann, um afrikanische Greise, die Rolle der Medien oder die Folgen der anhaltenden Migrationsbewegungen für die Erinnerungskultur in unseren Städten

Als Aleida Assmann aufgrund des wachsenden Familienlebens dem Universitätsleben für ein gutes Jahrzehnt den Rücken kehrte, wollte sie nicht aus der Wissenschaft aussteigen. Gemeinsam suchte das Paar fachübergreifend in einem Arbeitskreis ausgehend von den Gedanken des französischen Soziologen *Maurice Halbwachs* zum kollektiven Gedächtnis sich mit grundlegenden Kulturfragen zu beschäftigen. Dabei ist das Konzept vom *kulturellen Gedächtnis* und seine Bedeutung für die Identität von gesellschaftlichen Gruppen wie auch für Völker und Nationen entstanden.

Vor 40 Jahren, also um 1977 herum haben Sie gemeinsam angefangen, sich mit Erinnerung, Geschichte und Identität zu beschäftigen und das Konzept des „kulturellen Gedächtnisses“ entwickelt. Wie ist es dazu gekommen?

Aleida Assmann: „Ja, wir haben ein Jubiläum. Der Balzan Preis ist jetzt ein besonderer Anlass, darüber nachzudenken. Wir haben uns dieses Thema des kulturellen Gedächtnisses nie bewusst vorgenommen. Wir sind darüber gleichsam gestolpert. Es gab dann viele Hinweise und Denkanstöße, die uns in diese Richtung bestätigt haben. Das Wesentliche war eigentlich, dass wir den Zusammenhang von Überlieferung, Kultur, Identität und Geschichte in vielen Beispielen in unserer aktuellen Gegenwart vor uns sahen. Ein Beispiel war, die bis damals nicht schriftverwendeten Gedächtniskulturen, die angefangen hatten, sich zu verschriftlichen. Da war dieser Satz: ‚Mit jedem Greis in Afrika der stirbt, verbrennt eine Bibliothek‘, den der Schriftsteller und Anthropologe Amadou Hampâté Bâ formuliert hatte. Das hat uns fasziniert, weil wir darauf gestoßen wurden, dass man keine Schrift braucht, um ein kulturelles Langzeitgedächtnis zu entwickeln. Das geht auch durch mündliche Traditionen, Performances, Aufführungen und dergleichen. Wir haben damals einen Arbeitskreis gegründet, in dem wir über Fachgrenzen hinweg kulturelle Grundlagenforschung betrieben. Im Nachhinein konnten wir feststellen, dass wir uns damit unsere eigene Form von ‚Kulturwissenschaft‘ erfunden hatten.“



Anstoß: Stolpersteine des Kölner Künstlers Gunter Demnig (hier in Venedig) erinnern an Holocaust-Opfer

Eine spannungsvolle Beziehungsgeschichte

Jan Assmann: „In unser Konzept sind für uns mehrere wichtige Einsichten eingegangen. Ich habe etwa in meinem Buch ‚Das kulturelle Gedächtnis‘ Ägypten mit Israel, Mesopotamien und Griechenland in eine Konstellation gebracht und gezeigt, dass Kulturen keine abgeschlossenen Einheiten bilden, sondern ineinander greifen und aufeinander reagieren. Das kulturelle Gedächtnis von Europa erweist sich in diesem Sinne als eine spannungsvolle Beziehungsgeschichte. Außerdem, und darauf hat Aleida gerade hingewiesen: Als wir vor 40 Jahren mit unserer gemeinsamen Arbeit begannen, spielte der Gegensatz zwischen ‚fortgeschrittenen‘ Schriftkulturen und ‚geschichtslosen‘ Gedächtniskulturen noch eine Rolle. Vor diesem Hintergrund haben wir das Konzept des kulturellen Gedächtnisses als einen Oberbegriff für die Stabilisierung der Überlieferung entwickelt, die sowohl durch Schrift als auch durch Mündlichkeit und Riten erreicht werden kann. Und schließlich kam es von Anfang an darauf an, den damals noch selbstverständlichen eurozentrischen Horizont zu durchbrechen und unsere Untersuchungen auf außereuropäische Kulturen auszudehnen.“

Aleida Assmann: „Andere Impulse ergaben sich durch der Medienwechsel der 1980er Jahre. Wir fingen an, mit PCs zu hantieren. In den 1990er Jahren kamen die in die Haushalte und langsam hat sich das Schreiben umgestellt. Das heißt die Schrift selbst hat ihren Charakter geändert und damit natürlich auch die Überlieferung auf eine neue Grundlage gestellt. Dann aber war es die große Geschichte selber, die uns wieder eingeholt hat. In vierzig Nachkriegsjahren, von 1945 bis 1985, war die Geschichte Deutschlands abgelegt, blieb im Rücken, war Vergangenheit. Und die hat uns dann mit dem Historikerstreit wieder massiv eingeholt.“

Gerade in der Auseinandersetzung mit der jüngeren Geschichte zeigt sich, dass verschiedene Gruppen unterschiedlich eingefärbte Erinnerungen haben können. In Italien wurde kürzlich der Gegensatz zwischen den Erinnerungen der Soldaten der Mussolini-Republik und den Mitgliedern der Resistenza deutlich. Das waren zwei verschiedene Gedächtnisse.

Dissonanzen und Beschönigungen

Aleida Assmann: „Das ist durchaus üblich in Gesellschaften, dass es keine Einheitlichkeit gibt. Dass da ein großer Dissens besteht. Was es allerdings gibt, ist so etwas wie ein nationaler Rahmen, der aufgebaut wird durch Denkmäler und Gedenktage. Aber es gibt immer das Problem des Dissenses, dass sich viele Menschen in einem Land nicht wieder erkennen in den offiziellen Symbolen. Weil sie ihre Geschichte noch nicht anerkannt bekommen haben oder weil sie sie inhaltlich in einem anderen Deutungsrahmen sehen. Ich denke hier auch an die Familiengeschichte, der Deutschen, die aus dem Zweiten Weltkrieg zurück kamen und ihr Familiengedächtnis weiter gegeben und ihre Kinder sozialisiert haben. Die Kinder aber gingen dann in die Schulen und hörten eine ganz andere Geschichte. Es gab da sehr viel Dissonanz. Und die Dissonanz hat auch dazu geführt, dass irgendwann die Enkel, die in diesem neuen Rahmen sozialisiert wurden, ihre Familiengeschichten angeglichen haben, dass sie passend wurden. Also Opa war kein Nazi primär, sondern ‚er hat auch den Juden geholfen‘. Also sie haben beschönigt, um besser in den Rahmen zu passen.“



Auszug aus Ägypten (Jüdische Haggada aus Mähren, um 1740)

Das Faszinierende an Ihrem Konzept ist nicht nur der interdisziplinäre Ansatz, den sie beide durch ihre unterschiedlichen Fachgebiete repräsentieren, sondern der unglaublich breite Zeitrahmen, den er umgreift. So darf man auch den Ägyptologen nach Moses fragen. Welche Bedeutung spielt er in der Erinnerung?

Jan Assmann: „Der historische Moses ist uns nicht zugänglich. Es gibt keine zeitgenössischen Quellen. Was wir über Moses wissen, steht alles in der Bibel und in parabiblichen Texten. Das müssen wir als eine literarische Figur nehmen. Die kann natürlich einen Kern von Wahrheit haben, aber an den kommen wir nicht dran. Man kann aber davon ausgehen, das was immer dieses Körnchen Wahrheit ist, das hat sehr wenig zu tun mit dem, was in der Tradition daraus geworden ist. Das ist für uns eigentlich das verbindliche Element. Das ist jetzt nicht irgendeine Topfscherbe, auf der nun tatsächlich mal dieses Körnchen Wahrheit über Mose, Sohn des Amram, zu finden wäre, sondern das ist der Moses der Tradition, das steht in den Büchern 2 – 5 des Pentateuch und auf eigenartiger Weise nur in ganz wenigen Texten außerhalb des Pentateuch. Das ist das, was wir haben und worauf sich die jüdische Religion gründet und natürlich auch das Christentum und auch der Islam. Also Musa ist dort eine Zentralfigur. Aber das gehört alles ins Reich der verbindlichen Imagination, ins Reich der Erzählung.“

Der Gebrauch von Erinnerung

Das Buch Exodus erzählt nun, wie Moses das Volk Israel aus Ägypten ins gelobte Land führt. Ein historisches Ereignis?

Jan Assmann: „Tatsächlich haben wir es mit einer Wende zu tun, deren historische Darstellung der Auszug aus Ägypten ist. Auch das ist kein historisches Ereignis, das ist eine Narration, das Gründungsnarrativ dieser neuen Religion. Die ist ausgezogen aus einer Welt für die das alte Ägypten steht und die ist eingezogen in eine Welt, für die der Bund mit dem Gott, mit Adonai Yahweh steht. Das ist eine völlig neue, revolutionäre Idee, dass man mit Gott einen Bund schließt. Um dahin zu kommen, um in das einzusteigen, muss man aussteigen. Und das wird im Buch Exodus erzählt. Es handelt sich um eine Wende. Jetzt kann man sich fragen, wann in der Geschichte hat denn so etwas stattgefunden? Und da haben wir unsere Methode der Gedächtnisgeschichte. Da fragt man nicht, was ist denn da passiert, mit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, sondern da fragt man sich, wann wurde diese Erinnerung gebraucht?“

Und wurde sie gebraucht?

Jan Assmann: „Und die wurde gebraucht, als das Königreich Israel, das Königreich Juda unterging und die Juden ins Exil nach Babylon getrieben wurden. Da wurde diese Erinnerung gebraucht. Man hat alles verloren, Land und Stadt, Königtum, Tempel und Kult. Und woran man sich jetzt halten kann, ist der Bund mit Gott. Diese ganze Tradition geht natürlich weit zurück, sie ist, sagen wir mal, drei-, vierhundert Jahre alt, die Propheten, das kam ja alles vorher. Das wird jetzt zusammen gefasst und kodifiziert in diesen fünf Büchern Mose, die Form, die das damals schon annahm. Und wird auf den Gedanken der Offenbarung des Bundes gebracht. Das gehört also ins 6. Jahrhundert vor Christus.“



Lübeck als geistige Lebensform – Mengstraße mit dem Buddenbrookhaus (rechts)

Thomas Mann hat in seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ tief in diesen „Brunnen der Vergangenheit“ geschaut. Thomas Mann ist wie Sie, Herr Prof. Assmann, in Lübeck aufgewachsen. Was verbindet Sie mit ihm?

Jan Assmann: „Natürlich verbindet mich Lübeck mit Thomas Mann. Er hat ja eine Rede gehalten über *Lübeck als geistige Lebensform*. Von dieser geistigen Lebensform Lübeck habe ich so einiges mitbekommen. Dann bin ich ja nach Heidelberg gekommen, das hat auch eine sehr ausgeprägte geistige Lebensform. Thomas Mann spielte eine Rolle in meinem Elternhaus und später in der Familie bei uns. Zum Beispiel ‚*Der Zauberberg*‘, den haben wir uns vorgelesen. Mein Lieblingsbuch von Thomas Mann ist ‚*Doktor Faustus*‘ und nicht ‚*Joseph und seine Brüder*‘. Aber natürlich verbindet mich mit diesem Buch, man könnte auch sagen, trennt mich von diesem Buch, Ägypten. Also ein Ägyptologe ist nicht der implizite Leser dieser Romane. Die haben eine unglaubliche Faszinationskraft für Menschen mit einer ungefähren Vorstellung vom alten Ägypten, aber nicht für Leute, die das nun professionell betreiben und einfach nicht absehen können von diesem völlig verzerrten Bild Ägyptens, das auf Bachofen beruht und auf Mereschkowsky. Das ist für mich ein bisschen problematisch, aber ich habe mich viele Jahre lang sehr gründlich mit diesem Roman beschäftigt, weil ich mit Kollegen zusammen einen Kommentar geschrieben habe über die Josephsromane. Die müssen natürlich kommentiert werden, da steckt so unendlich viel Wissen drin, das Thomas Mann sich dafür angelesen hat. Er war ja ein *poeta doctus*. Das will natürlich im einzelnen erläutert werden: wo hat er das her?“

Ein Art Erinnerungsroman und kein historischer Roman?

Jan Assmann: „Das ist schon als ein historischer Roman gemeint. Gemeint als eine Erzählung, die so genau wie möglich ins 14. Jahrhundert vor Christus, sagen wir mal, inkulturiert wird. Mit allem, was man darüber weiß. Thomas Mann hat sich eine ganze Bibliothek angeschafft und Mappen angelegt mit Exzerpten. Das würde ich schon sagen, das ist ein historischer Roman. Er hat sich natürlich nicht erinnert.“

Das Buch passt also nicht in Ihre Theorie?

Aleida Assmann: „Das muss man glaube ich gar nicht so trennen voneinander, denn Thomas Mann hat damit die Ägyptenfaszination wieder geweckt und weiter entwickelt. Und das ist ja auch unser Thema: Wie wird Ägypten erinnert und wie wird es auch in der historischen Forschung um die Jahrhundertwende rekonstruiert. Und was Thomas Mann hinzuerfunden hat, ist ja eine schöpferische, eine kulturelle Leistung. Das ist ja mehr als die Rekonstruktion von Ereignissen und in dem Sinne gehört natürlich auch die Erinnerungsgeschichte von Ägypten mit dazu.“

Erinnern schließt Vergessen mit ein

Er hebt die Geschichte aus dem Vergessen heraus. Aber Vergessen ist grundsätzlich auch wieder notwendig. Wie geht das bei Ihnen zusammen: man muss vergessen können, aber manches darf man nicht vergessen?

Aleida Assmann: „Wenn wir über Gedächtnis reden, müssen wir immer beides mit anschauen, das Erinnern und das Vergessen. Das ist eine Dialektik. Um etwas zu erinnern, müssen wir schon immer etwas vergessen haben müssen. Je stärker wir auf etwas fokussieren, desto mehr vergessen wir anderes. Nehmen wir die deutsche 68er-Generation, die sich die Holocaust-Erinnerung nahe geholt hat, die vergisst den ersten Weltkrieg, die vergisst ganz viel deutsche Geschichte, weil sie sich auf etwas anderes fixiert. Und das dunkelt immer etwas anderes ab. Jede Erinnerung, die in den Mittelpunkt gerückt wird, entspricht einem bewussten Auswahlprozess. Es gibt, was wir Cover-Erinnerungen nennen, die decken etwas zu. Um etwas nicht zu erinnern, legen wir etwas anderes drüber. Beispiel: Der armenische Genozid durch die Türkei begann am 24. April 1915. Am 25., ein Tag später, fand die Schlacht von Gallipoli statt, wo die Türken gegen die Mächte der Entente gewannen. Bei der Kommemorationsfeier hundert Jahre später 2015 haben die Türken keinerlei Vorkehrungen zur Erinnerung an den Genozid getroffen, sondern nur Vorkehrungen zur Verhinderung von Erinnerung. Was haben sie gemacht: sie haben den Sieg von Gallipoli einen Tag vorgezogen, damit sie an diesem Tag dieses Ereignis feiern konnten. Das war für mich eines der krassesten Beispiele, wie man durch eine Erinnerung Vergessen konstituiert.“

Welche Rolle spielen die Medien?

Aleida Assmann: „Die Medien sind ganz zentral. In einer Demokratie gibt es ja immer mehrere Medien. In einer Diktatur haben wir ausgesuchte Medien, die eine ziemlich einheitliche Form der Erinnerungskultur pflegen und Alternativen ausschließen. In der Demokratie gibt es keinen verbindlichen Zwang, sich an bestimmte Dinge zu erinnern. Wir werden nicht herangezogen, müssen nicht zum Fahnenappell antreten. Da ist

Erinnerung individuell auf Belieben gestellt, obwohl ein Erinnerungsrahmen da ist. Aber die Medien sind dazu aufgefordert, etwa an Gedenktagen das Ereignis ins Gedächtnis zu rufen. Ich nenne das ein Zeitfenster. Ein Zeitfenster der Erneuerung dieser Erinnerung. Da hat man aber viel Spielraum, das neu zu deuten. Man denke an die Reformation. Da kam dann Luther raus, aber auch sein Antijudaismus. Da wurde sehr viel aufgearbeitet an dieser heroischen Gestalt, sie wurde umgebaut von dem Nationalheros des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Man hat sich an ihm abgearbeitet. Das ist auch ein Teil der Medien, das sind die Bücher, die erscheinen und natürlich auch die kritischen Feuilletons, die das wieder aufgreifen. Also es geht eher um Diskussion, Disput und neue Aneignung und Neudeutung.“



Ausgezeichnet: Verleihung des Balzan Preises an Aleida und Jan Assmann durch Enrico Declava (Präsident Balzanstiftung „Preis“)

Sie haben den Balzan Preis gewonnen. Die Hälfte des Preisgeldes, so die Satzung, soll wieder in Forschung investiert werden. Haben Sie schon ein Projekt?

Aleida Assmann: „Die spezifische Fragestellung ist, was passiert in der Gegenwart und der Zukunft mit der Erinnerung unter den Bedingungen einer radikalen Transformation unserer Gesellschaft? Auf der einen Seite verändert sich die Erinnerungskultur und verändern sich die Möglichkeiten des Erinnerens durch die neuen Medien. Es gibt andere Formen der Partizipation, man kann eine andere Form von Denkmälern entwickeln, die zum Beispiel digital sind usw. Dazu kommt das Ableben von Zeitzeugen. Der andere Punkt ist die Migrationswelle. Die Zusammensetzung der Städte ändert sich radikal. Es kommen Menschen in die Städte mit ganz anderen Erinnerungen. Wie werden diese Bürger miteinander auskommen? Was entwickelt sich in diesem Zusammenleben, wenn das Fernste in nächste Nähe rückt? Das können wir am besten auf der lokalen Ebene beobachten, nicht auf dem nationalen Gedächtnis, sondern wir wollen mehr Aufmerksamkeit auf die lokale Ebene und die Erinnerung von unten legen, denn da passieren für unsere Begriffe auch die Neuerungen.“

Die Rückgewinnung von Geschichte

Zugehen auf Leute, die erzählen?

Aleida Assmann: „Ja, Leute die erzählen, aber auch die, die Initiativen ergreifen. In jeder Stadt gibt es Gruppen, die etwas in die Hand nehmen. Die sagen, wir wollen uns dieser Geschichte annehmen, das ist hier passiert. Die haben einen direkten Bezug zu den Ereignissen, weil sie ein Denkmal haben oder ein Gebäude oder ein Ereignis hat dort stattgefunden. Und diese lokale Arbeit an der Geschichte ist etwas, was sehr stark von den Individuen, von der Zivilgesellschaft ausgeht. Und das könnte man eben ausdehnen auf die Migrationsgeschichten, die dort auch ankommen.“

Wie weit wollen Sie das fassen?

Aleida Assmann: „Wir wollen uns auf europäische Städte in West- wie Osteuropa fokussieren. Gerade osteuropäische Städte sind geschichtete Städte. Da gibt es viele historische Spuren, die durch Gewaltgeschichte geprägt sind. Das Abreißen von Gebäuden. Systemwechsel. Tabula-rasa-Situationen und der Versuch, Geschichte wieder zurück zu gewinnen. Also da gibt es immer schon einen Streit um die Geschichte etwa in der Architektur. Und vieles in der Stadt ist nicht mehr Teil der eigenen Kultur, weil die, die das damals gebaut haben, gar nicht mehr da sind. Dadurch kommt eine Komplexität rein, die uns auch interessiert. Was passiert mit den Denkmälern in diesen Städten und wie eignet man sich die gebaute Umgebung an? In Luzern zum Beispiel gibt es einen Brunnen, das Wahrzeichen einer wichtigen historischen Versammlung, des zionistischen Weltkongresses 1935, der zuvor meistens in Basel stattgefunden hatte. Aber Basel lag zu nahe an Deutschland, also wich man 35 nach Luzern aus. Eigentlich könnte Luzern als ein weltoffener Ort stolz sein auf diese Erinnerung und sie auch markieren. Aber man macht das nicht – weil man es nicht weiß oder weil man es nicht wissen will? So etwas wollen wir untersuchen.“

Das Gespräch wurde am 17. November in Bern am Rande der Verleihung der Balzan Preise 2017 geführt.

Infos zum Balzan Preis: balzan.org/de

Siehe auch auf Cluverius: Kulturelles Gedächtnis